

AUSSCHNITT AUS DIE BIENEN UND DAS UNSICHTBARE VON CLEMENS J. SETZ

[1] Hier findest du das Kapitel *Von Päpsten, Programmierern und imaginären Grenzen: Der Fall des Quenya* aus Clemens Setz' Werk *Die Bienen und das Unsichtbare*.

In diesem Kapitel beschäftigt er sich mit den erfundenen Sprachen in Tolkiens *Herr der Ringe*.

Die Bienen und das Unsichtbare | Clemens Setz (2020)

Von Päpsten, Programmierern und imaginären Grenzen: Der Fall des Quenya

Ich muss gestehen, ich konnte mit *Der Herr der Ringe* nie irgendetwas anfangen. Es erstaunt mich selbst. Nicht einmal die Verfilmungen von Peter Jackson machten etwas Interessantes mit mir. Man versichert mir, ich brächte mich durch diese sonderbare Immunität um sehr viel Freude. Das macht es auch nicht einfacher.

- 5 Dennoch habe ich mir den Fall des Quenya, einer von J. R. R. Tolkien erfundenen »Elbensprache«, genauer angesehen, da man an ihm am besten ablesen kann, was eine konstruierte Sprache mitbringen muss und, darüber hinaus, wie sich ihre Erlerner sozusagen *innerlich begreifen* müssen, damit die Sprache viral um die Welt gehen kann. In der Vor-
- 10 bemerkung zu seinem Online-Quenya-Kurs schreibt der norwegische Philologe Helge Kåre Fauskanger über die besonderen und vermutlich in der Geschichte einzigartig dastehenden Probleme dieser Sprache. Es lohnt sich, den Text etwas umfangreicher zu zitieren, weil er uns ein charmantes und vollständiges Bild dieses äußerst vertrackten Mysteriums liefert:

- 15 Von all den Sprachen, die der britische Autor und Philologe J. R. R. Tolkien (1892-1973) erfunden hat, war Quenya immer die populärste. Sie ist wohl auch die am höchsten entwickelte aller Sprachen, die Tolkien ersonnen hat. Tatsächlich sind nur zwei von ihnen – Quenya und Sindarin – so vollständig, dass man relativ ungezwungen echte Texte in ihnen schreiben kann, ohne auf zu massive Eigenerfindungen zurückgreifen zu müssen. Bis vor kurzem noch war Sindarin
- 20 kaum verstanden, und seine komplexe Lautlehre kann frischgebackene Studierende abschrecken (vor allem wenn sie über keine Vorkenntnisse in Linguistik verfügen). Mein entschiedener Rat an jene, die Tolkiens linguistische Schöpfungen studieren möchten: Beginnen Sie mit Quenya. Die Kenntnis dieser Sprache wird spätere Studien anderer Sprachen erleichtern, einschließlich des Sindarin,
- 25 da Quenya nur einen Zweig aus der Familie der elbischen Sprachen darstellt: Die Elbensprachen sind keine »unabhängigen« Sprachen, sondern entwickelten sich aus einer gemeinsamen Sprache als Vorfahre, und in vielerlei Hinsicht steht Quenya diesem Ur-Original näher als die anderen Sprachen.

30 Meine Augenbraue hob sich natürlich bei der Stelle »ohne auf zu massive Eigenerfin-
dungen zurückgreifen zu müssen«. Bereits hier liegt, glaube ich, ein gewaltiger Hase im
Pfeffer begraben. Einerseits scheint es sinnvoll, diese Unterscheidung zu treffen. Ist die
Sprache vollständig genug, kann man sich ihr, zumindest fürs Erste, ganz überantworten?
35 Andererseits: Wen würde man durch die Eigenerfindungen verlieren? Andere Sprecher?
Wie definiert sich der genaue Küstenlinien-Umfang einer Sprache? Gegen welche
innere oder äußere Struktur würde eine an Eigenerfindungen reiche Quenya-Spielart ver-
stoßen? Hat die Figur J. R. R. Tolkiens selbst etwas damit zu tun? Er ist, anders als die
allermeisten Erfinder von Sprachen, ein weltberühmter Schriftsteller und ein Held vieler
Menschen, die seine Bücher in jungen Jahren entdeckten und an ihnen wie von einer An-
gelschnur mitten in die Weltliteratur hineingezogen wurden. Die hinterlassenen Frag-
40 mente eines solchen Menschen werden vermutlich mit größerer Ehrfurcht behandelt wer-
den als die eines sonst wenig bekannten Augenarztes. Oder hat es viel mehr etwas mit
der implizierten oder mitgegebenen Gebrauchsanleitung zu tun? Oder mehr mit dem fik-
tiven Universum, das der Sprache angeklebt wurde?

Weiter in Fauskangers Vorwort:

45 In Tolkiens Mvthos war Quenya die Sprache der Elben. die in Valinor lebten, im
äußersten Westen; gesprochen im »Blessed Realm« (»gesegneten Reich«) war es
die vornehmste Sprache in der Welt. Später ging einer der Stämme der Elben, die
Noldor, ins Exil nach Mittelerde und nahm seine Sprache Quenya mit. In Mittel-
erde wurde es im Alltag bald nicht mehr gesprochen, aber unter den Noldor
50 wurde Quenya immer als feierliche, zeremonielle Sprache bewahrt. Als solche
war sie auch den Sterblichen (den Menschen) der späteren Zeitalter bekannt. So
hören wir im Herrn der Ringe Frodo mit dem berühmten Quenya-Gruß *elen síla
lúmenn' omentielvo*, »ein Stern scheint über der Stunde unseres Treffens«, als er
und seine Freunde einigen Elben über den Weg laufen (und die Elben sind ent-
55 zückt, einen »Kundigen der Alten Sprache« zu treffen). Wer Quenya studiert, um
sich auf diesem Weg in Tolkiens Dichtung zu vertiefen, stelle sich selbst viel-
leicht am besten als einen sterblichen Studenten in Mittelerde im Dritten Zeital-
ter vor, in jener Periode, in die der Herr der Ringe eingebettet ist. (Sich selbst als
jemanden vorzustellen, der in Valinor im Ersten Zeitalter Elbisch als Mutterspra-
60 che spricht, mag wohl allzu ehrgeizig sein!)

Da haben wir eines der Probleme. Bau deine Sprache so, dass die Cosplayfiguren, die sie
hervorbringt, überall gelebt werden können, nicht nur in Mittelerde. Ein Elbe kann man
nicht immer sein, z. B. nicht vor Gericht oder während des Grundwehrdienstes. Ebenso-
wenig ein Klingone oder ein Dothraki-Krieger. Aber man kann, zumindest heute, in all
65 diesen Situationen Esperantist sein. Das Anforderungsprofil für diese Identität - oder zu-
mindest ihre lückenlos ausgelebte Variante - ist alltagstauglicher als andere.

Aber das erklärt noch nicht viel.

Erinnern wir uns außerdem an die auf Esperanto bezogene Konversionsfurcht gewisser
autoritärer Machthaber im 20. Jahrhundert, die eine ganz reale Angst empfanden, dass
70 jeder, der Esperanto erlernte, automatisch dem Internationalismus oder dem Weltfrieden
oder anderen gefährlichen Konzepten verfallen würde.

Ich habe, nachdem ich den Klingonisch-Kurs auf *Duolingo* absolviert hatte, versucht, den vom Klingon Language Institute herausgegebenen *Klingon Hamlet* zu lesen. Es war mir zu schwierig. Aber da war der umfangreiche Anmerkungsapparat, in dem über einzelne Stellen dieses sonderbaren Stücks des klingonischen Autors Wil'yam Shex'pir nachgedacht wurde. Oft sei versucht worden, so die Herausgeber, aus dem Autor einen irdischen Dichter zu machen. Dieser lächerlich vereinnahmenden Tendenz müsse widerstanden werden. Etwa bei der Deutung des Verses aus Akt 1, Szene 2: *HaghtaHvIS wa' mIn, nljtaHvIS je latlh*, welcher »in der englischen Übertragung« *with an auspicious and a dropping eye* lautet. Ein tropfendes Auge, das sei, so die Anmerkung, natürlich ein gefundenes Fressen für irdische Kommentatoren, die Shex'pirs Werk auf ihrem kümmerlichen Heimatplaneten zu verorten suchen, denn bekanntlich verfüge kein Klingone über so etwas wie einen Tränenkanal. Allerdings sei dieser vermeintliche Fehler gar keiner, sondern könne aus gewissen klingonischen Theatertraditionen abgeleitet werden. Es sei ein Schockelement gewesen, mit dem Theaterautoren der Vergangenheit ihr Publikum provozieren konnten, indem sie diese unklingonische Eigenschaft, jenes ehrlose Wasserlassen-via-Auge, einer Figur zuschrieben. Zu Shex'pirs Zeiten sei dies allerdings bereits zu einer rhetorischen Formel verblasst.

The *Klingon Hamlet* ist keine Übersetzung. Es ist ein Roman. Einer nach dem Vorbild von Nabokovs *Pale Fire* oder Milorad Paviés *Das Chasarische Wörterbuch*, wenn auch um vieles alberner und glücksender als diese.

Aber das ist es: Sprachen wie Quenya oder Klingonisch sind *gefräßig*. Sie rekrutieren, sie verwandeln in Fiktion. Sie müssen ihre Sprecher stärker und vollkommener verzaubern, um noch zu funktionieren. Esperanto und Volapük versuchen dies nur zum Teil. Es bereitet keinen zusätzlichen Kitzel, sich vorzustellen, Shakespeare sei ein Esperantist gewesen, um ihn auf Esperanto zu lesen.

Fauskanger schreibt weiter:

Die spezielle Form von Quenya, die in diesem Kurs gelehrt wird, ist – absichtlich – genau jene Variante des späten Exils oder Dritten Zeitalters. Diese Art Quenya ist in Beispielen im »Herrn der Ringe« verdeutlicht, mit Galadriels Klagelied (»Galadriel's Lament«) Namarië als wesentlichstem Beispiel. Zahlreiche Begeisterte brachten eine begrenzte, aber stetig wachsende Sammlung an Quenyaliteratur hervor, vor allem seit mit der Veröffentlichung von »The Lost Road« 1987, 15 Jahre nach dem Tod Tolkiens, ein wesentlicher Beitrag an Vokabular verfügbar wurde. Dank diesem und fünfzehn anderen Büchern mit Material von Mittelerde, das Christopher Tolkien im Zeitraum von 1977 bis 1996 aus von seinem Vater hinterlassenen Manuskripten herausgab, wissen wir nun viel mehr über Tolkiens Sprachen als jemals zu Lebzeiten des Erfinders. Natürlich können wir uns nicht hinsetzen und die kompletten Werke Shakespeares in Quenya übersetzen, aber wir kennen einige tausend Wörter und können die allgemeinen Umrisse der Grammatik ableiten, die Tolkien vorschwebte. Noch immer können Sie in Quenya nicht wirklich »flüssig« reden, egal wie hart Sie studieren, was gegenwärtig verfügbar ist. Doch es ist in hohem Maße möglich, lange Quenya-Texte zu schreiben, wenn man wohlüberlegt die Lücken in unseren Kenntnissen umgeht, und wir können zumindest hoffen, dass einige dieser Lücken (vor allem hinsichtlich grammatikalischer Charakteristika) in zukünftigen Publikationen

beseitigt werden können. In der Zukunft ist es uns vielleicht möglich, Quenya zu einer in höherem Maß »anwendbaren« Sprache zu entwickeln. Doch wir müssen eindeutig damit beginnen, sorgfältig die Informationen zu verinnerlichen, die uns Tolkiens eigenes Mate-rial liefert – soweit es uns verfügbar ist.

Ein enorm reicher, gedankenanstrengender Fall, dieses Quenya. Halten wir die wichtigsten Elemente fest: Es ist möglich, es »weitgehend« zu erlernen, aber die Grenzen der Sprache sind offenbar bald erreicht. Man musste, um den Wortbestand der Sprache zu kennen, zum Zeit-punkt des Todes von J. R. R. Tolkien vorhandenes Material auswerten bzw. hoffte auf postume Entdeckungen.

Quenya ist also nicht per Definition *open source*. Allerdings nicht, weil ein mehr oder weniger absolutistischer Herrscher an seiner Spitze hockt, wie etwa in den Fällen von Volapük, Blissymbolics, Klingonisch oder Valyrisch, sondern weil etwas anderes im Herzen dieser Sprache waltet: die Fan-Treue. Sie ist ein reales Hindernis. Und Esperanto ist genau das Gegenteil dieses Zugangs. Open Source, ohne Fan-Treue gegenüber der *Genialität* der ursprünglichen Erfindung, sondern mit Fan-Treue gegenüber der *Dynamik* der ursprünglichen Erfindung¹.

Volapük drohte, so könnte man zumindest behaupten, an seiner selbstaufgelegten Begrenzung zu ersticken – aber immerhin verfügte es über das Cifal-System des von Generation zu Generation weitergereichten Papstamts, und es erlebte Revolutionen und Schismen, beides durchaus bekannte und übliche Strategien zur Lebendighaltung eines kränkelnden Paradigmas.

Einen neuen Tolkien aber konnte es per Definition niemals geben. Und seine Fans standen mit der unvollständigen Sprache da. Sie liebten sie, aber es gab so viele Wörter nicht. Sie selbst zu erfinden rückte ihre Position in den Bereich der Anmaßung: Willst du dich mit Tolkien messen?

Wenn Esperantisten neue Wörter erfinden, geraten sie nicht in solche frevelhaften Bereiche, im Gegenteil, sie *ehren* vielmehr den Geist ihres verehrten L. L. Zamenhof.

Und genau hier wird ein zentrales Problem der Poesie in erfundenen Sprachen beleuchtet. Es ist die Frage: Was genau lieben wir an einer erfundenen Sprache? Ist es ihr Urheber, sein unvergleichlicher Geist, sein Witz, seine ureigenste Anmut? Oder ist es ihre Silbenmusik? Ist es vielleicht der philosophische Gedanke bzw. die lebendige Fiktion *hinter* der Sprache? Oder sind es die erfundenen Figuren, die die Sprache sozusagen *zuerst* sprachen und denen wir gerne spielerisch oder weltanschaulich zu gleichen beginnen?

Ich glaube, noch nie wurde bei einer Plansprache so viel »richtig« gemacht wie im Fall des Esperanto. Es *musste* beim Tod Zamenhofs unvollständig bleiben. Was auch sonst. Das war ja gerade der Sinn. Aber es blieb sozusagen »ohne Wunden« unvollständig, ohne störende Löcher, es war das Gegenteil eines Stumpfes. Postume Entdeckungen hätten augenblicklich allein *historischen* Wert. Esperanto war ein vor Möglichkeiten bersertendes System. Es war, wie alle lebensfähigen Sprachen, eine sinnlich und strukturell verkörperte Unendlichkeit, aber (weitgehend) ohne innewohnende Pflichten gegenüber irrationalen Instanzen.

¹ Wikipedia: »Tolkien never created enough vocabulary to make it possible to converse in Quenya, although fans have been writing poetry and prose in Quenya since the 1970s. This has required conjecture and the need to devise new words, in effect developing a kind of *neo-Quenya* language.«

Es erschiene den Fans von Quenya oder Sindarin vielleicht einfach ein wenig ungehörig, oder vielleicht auch sinnlos, die Sprache weiterzuerfinden. Es »wäre nicht mehr Quenya«. Es wäre Tolkien-Fan-Fiction. Esperanto ist per Konstruktion Fan-Fiction.

Oder die Quenya-Fans spüren immerzu den Unterschied zwischen ihrer eigenen Imagination und jener Tolkiens, mit deren Größe und Wucht man sich nur schwer messen will. Der Erfinder selbst, als Meme, steht der lockeren, angstlosen, beherzten und communitybildenden Spracherfindung immer irgendwie im Wege. Man bewegt sich, sobald man massenweise neues Vokabular erfindet, aus der Geborgenheit von Mittelerde hinaus.

Dagegen bewegt man sich, je mehr neues Esperanto-Vokabular man erfindet, immer weiter und sattelfester in Esperantujo hinein.

Welch ein Glück, dass dieser große Ludwik Lejzer Zamenhof gar kein Großer sein wollte.

Ihm schwebten, zumindest soweit ich es sehen kann, keine Friedensnobelpreise und Papstämter vor. Er hungerte nicht so sehr nach persönlicher Anerkennung, bloß nach Weltfrieden und Bruderschaft der gesamten Menschheit. Ich weiß nicht, ob man ihn darum *bescheiden* nennen kann. Aber das muss ein Mensch auch nicht sein. Demütig war er auf jeden Fall, aber auf die seltene Art gewisser Genies, die schon früh mit ihrem Werk verschmelzen und schließlich von diesem, das heißt dessen lebensraumartiger Menschenfreundlichkeit, vollkommen absorbiert und bewahrt werden. Von allen Sprachenerfindern der fernerer Vergangenheit scheint er als einziger noch am Leben.

Setz, Clemens J.: *Die Bienen und das Unsichtbare*. Berlin: Suhrkamp 2020, S. 374–381